

„Ich bin Österreicher und seit dreißig Jahren in den Staaten – Kalifornien. Dort habe ich ein Schigebiet gemacht und will weiter vergrößern, vielleicht wie in Berchtesgaden oder so eine Lift wie hier überall. Da brauche ich Leute, die jung sind, aber auch schon wissen, wie das geht und funktioniert. Und ich bin jetzt in Österreich und schaue, wo ich finde so gute Männer, wie ich brauche. Wollen Sie haben mein Angebot, für diese Sache zu arbeiten?“ Mit diesen Worten zieht er eine Visitenkarte und mehrere großformatige Fotos aus der Tasche: „Es ist nicht weit von Los Angeles, ein wundervolles Land – dies ist meine Ranch und Gebiet, wo Sie arbeiten werden – ja, es ist sehr schön bei uns hier!“

Ich betrachte die Fotografien, die mir nicht viel mehr sagen als die üblichen Landschaftsaufnahmen. Bei der Gelegenheit blitzt es mehrmals, und er fotografiert mich mit seiner Riesenkamera, die die Bilder gleich ausspuckt.

„Für mein Compagnion“, sagt er, „er muß sehen auch unsere neue Spezialisten!“

Ich staune noch immer und setze langsam zu einem Gespräch an: „Wie stellen Sie sich das vor, Herr Schroll, das ist ja nicht so einfach! Dieses Kalifornien ist doch ein gutes Stück weg von hier.“

Er unterbricht mich: „Bei uns ist nichts weit. Wir haben Flugzeug und Trucks und Ranchcars, das ist überhaupt nicht die geringste Problem.“

„Ja“, sage ich, „Sie sehen das sehr optimistisch, aber wie stellen Sie sich das für mich vor? Ich kann doch nicht einfach meinen Koffer packen und nach Amerika fliegen, das braucht Vorbereitung.“

„Das – sehen Sie, ist alles mein Job, ich werde Ihnen bringen persönlich oder mit Postexpress Distriktgenehmigung, green card, work permit und Ticket. Sie können sein bei mir, Sie müssen nur kommen, und ich bin bald wieder hier an diese Station.“

Ich bin zu überrascht, um mich auf ein längerführendes Gespräch einzulassen: „Ja, ich bin sehr interessiert an Ihrem Angebot und werde mich über ihre Nachricht in dieser Sache freuen. Aber jetzt muß ich arbeiten für meinen Boß.“ Das scheint ihm einzuleuchten, und wir verabschieden uns. Edmund, der Zeuge unseres Gesprächs war, sagt anschließend: „Ja, das wäre eine schöne Sache für dich, eine einmalige Chance in deinem Leben! Aber ich bin froh, daß nicht ich mich entscheiden muß.“

Ich sage darauf nur: „Ach, bei so einem spleenigen Amerikaner weiß man doch nie, wie man daran ist, auch wenn er vorher ein Österreicher war.“

„Du hast recht“, meint Edmund, „mach lieber den zweiten Seilschuh fertig!“

Ich hänge wieder im Sicherheitsgürtel am Kabinengehänge und freue mich trotz der schmierigen Arbeit über den wolkenlosen Tag. Ich bin gut aufgelegt, so gut, daß mein Zustand praktisch der Herausforderung gleichkommt, einen Blödsinn zu machen – irgend einen.

Amerika – davon spricht doch jeder. Das muß wirklich ein Wunderland hinter dem großen Teich sein. Amerika, das ist der Inbegriff von Leben, Betrieb, Bewegung – Bewegung nach oben. Dieses Angebot muß ich prüfen – ehestens, unverzüglich, am nächsten freien Tag, nein, übermorgen, morgen, heute – jetzt!

Hier ist es entschieden zu ruhig für mich. Wie konnte ich es da heroben so lange Zeit aushalten? Vielleicht bin ich nur zu bequem gewesen, etwas zu ändern? Das ist vorbei. Jetzt wird abgesprungen. Ich bekomme es plötzlich eilig. Hudelig fahre ich mit dem ölgetränkten Lappen ein letztes Mal über den Seilschuhschnabel, dann rufe ich zu Edmund: „Fertig, Abfahrt!“

Wieder auf dem Bahnsteig, frage ich Edmund unvermittelt: „Glaubst du, es ist möglich, daß ich morgen frei bekomme, oder bist du gerade beim Dachdecken zu Hause?“

„Das nicht“, erwidert Edmund, „aber wenn das Wetter so schön bleibt, wollte der Ingenieur morgen das neue Abseilgerät ausprobieren, und da mußt du auf jeden Fall da sein, sonst haben wir ja keinen, den wir anhängen und hinunterlassen können. Wenn der Ingenieur verhindert ist, von mir aus geht es. Mich hat es nicht zu interessieren, was du mit deiner Freizeit machst, aber mir kommt es gerade so vor, als hätte dieser Schroll einen Stachel in dir hinterlassen. Solche Entscheidungen müssen mehr als einmal überschlafen werden, wenn du da ein Hitzkopf sein willst, rennst du dir den Schädel ein!“

„Aber jetzt könnte ich doch früher Schluß machen, damit ich noch vor sechs Uhr abends auf der Post bin. Ich muß ein paar Telefonate machen.“

„Meinetwegen, wenn dich der Peyerl sieht, sagst du ihm, wir sind mit der Arbeit fertig geworden, dann gibt es kein Problem.“

Mit einer symbolhaften Geste werfe ich den Sicherheitsgurt in eine Ecke der Maschinenhalle. Ich brauche ihn nicht mehr. Ich stehe auf dem Boden der Realität. Alles weitere wird sich finden – im Land der unbegrenzten Möglichkeiten.

Neue Welt

In einer Super Constellation zu sitzen, ist ein angenehmes Gefühl, weit besser, als ich es in einer DC-3 vor Jahren bei einem Rundflug über Zürich hatte. Es drückt mich ordentlich in den Stuhl hinein, und ich wundere mich nicht, daß in der Startphase die hübsche Stewardess nicht durchgeht. Das Risiko wäre zu groß, daß sie mir auf den Schoß fällt. Es scheint alles normal zu verlaufen, ich bemerke in den Gesichtern um mich keine Anzeichen von Angst oder Panik. Wenn ich mich weiterhin ruhig verhalte, werde auch ich in der Meinung der anderen Passagiere mit vollem Vertrauen in die Technik meine Stunden absitzen.

Ich habe einen Fensterplatz, vermutlich nicht den besten. Ich sehe dem rumpfnahen Aggregat direkt in die Kühlschleusen. Sind da nicht eben blaue Flämmchen zu sehen?

Hätte ich gewußt, wie problemlos so ein großzügiger Fahrgastraum in der Luft bleibt, wäre es bestimmt nicht mein zweiter Flug, sondern der Wer-weiß-wie-Vielte. Da ist es still wie in einem Schlafzimmer. Die Umsorgung durch die Stewardess gibt das Gefühl, man sei in einer Bar. Nur die klein gewordene Erde löst nicht jene Begeisterung in mir aus, die ich erwartet habe. Im Vergleich zu einer Zugreise fällt mir auf, daß die Passagiere alle auf ihrem Platz bleiben müssen, der erste Nachteil, den ich feststelle. Das Mädchen in Uniform macht mich langsam nervös. Da muß ich über die Wolken steigen, um zu erfahren, was es alles an Schönem gibt. Trotzdem ist mir diese Ablenkung willkommen, denn so starre ich nicht dauernd auf das Triebwerk.

Die Küste muß schon hinter uns sein, ich kann in den diffusen Konturen nichts unterscheiden – was solls? Ob wir auf Grund oder in die See abstürzen, es käme auf das gleiche heraus. Der Herr neben mir schaut apathisch vor sich hin. Er erinnert mich an Thöny, einen Gelegenheitsarbeiter bei unserer Bahn. Nur die zwei Warzen über dem linken Auge fehlen. Auch hat er einen tadellosen Anzug an. Er schaut unbewegt auf die vordere Stuhllehne. Vielleicht ist er auch ein Philosoph wie Thöny, der seine Sätze immer mit „Mensch du“ beginnt. Thöny strahlt Ruhe aus, wo immer er ist. Mir wäre lieber, wenn ich ihn in dieser Stunde

beim Ausheben der Gräben für das Erdungsband sehen könnte. Plötzlich befällt mich ein Gefühl der Vereinsamung.

Ich hole meinen Lesestoff hervor. „Herodot. Neun Bücher der Geschichte.“ Mein Lesezeichen ist erst bis zur zweiten Seite gekommen: „Ein Menschenalter danach, erzählen sie, als Priamos Sohn Alexandros davon gehört habe, sei ihn die Lust angekommen, sich ein Weib aus dem Hellenenstand zu rauben, voll Zuversicht, er werde ungestraft davorkommen, ebenso wie jene, und habe die Helena geraubt.“

Also damals schon – wohin könnte ich die schmucke Schweizerin entführen? Ich müßte sie notfalls wohl mit Pilot und Kopilot teilen. Was hat sich meine Schwester nur gedacht, mich mit solchem Lesestoff zu versorgen? Zugegeben, es ist immer aktuell, was die Geschichte zu berichten weiß, doch bei den Hüften vor mir, denke ich weder an Perser noch an Hellenen. Bis New York werde ich Klarheit darüber haben, ob das sanfte, mandeläugige Wesen ansprechbar ist. Mein Nachbar behindert leider eine unauffällige Konversation.

Plötzlich stelle ich fest, daß ich sinnlich erregt bin. Warum tun die keine Ober in die Fluglinien? Ob die Swissair mit meinem Vorschlag einverstanden wäre?

Ich blättere zurück im Herodot: „Gegen diesen Amasis also unternahm Kambyzes, der Sohn des Kyros, einen Heereszug und führte neben anderen Völkern, die ihm untertan waren, auch Hellenen mit sich, nämlich Ioner und Aioler. Und der Grund des Kriegszuges war folgender ...“ Jetzt lege ich das Buch zur Seite. Immer nur Krieg, etwas Besseres scheint den Menschen nicht in den Sinn zu kommen. Und, damals schon – überwiegend wegen der Frauen. Das ist der Lauf der Welt.

Über den Lautsprecher werden geographische Positionen mitgeteilt, die sich unter uns befinden. Ich glaube schon wieder blaue Flämmchen beim Triebwerk zu entdecken. Warum habe ich mir das angetan? Ich verspüre große Lust auf ein Glas Wein, doch ein Freund hat mich gewarnt: Es sei nicht ratsam, auch wenn es gratis gehe. Mein Nachbar – er schielte schon nach meinem Buchdeckel, als ich zu lesen begann – sagt unerwartet: „Ist es Ihr erster Flug?“

„Ja – das heißt, auf so großer Strecke.“

„Wie fühlen Sie sich? Haben Sie Bedenken, es könnte ...“

„Überhaupt nicht, es ist nur – man hat wenig Auslauf. Sie müssen wissen, ich bin begeisterter Bahnfahrer.“

„Dann gehen Sie doch vor ins Cockpit, das ist sehr interessant und lenkt Sie ab.“

„Nein, es geht ganz gut hier, ein bißchen Disziplin schadet nicht.“

„Weshalb lesen Sie Herodot? Studieren Sie Geschichte?“

„Nein, meine Schwester ist Lehrerin, und die versorgt mich immer mit Lesestoff. Dieses Mal hat sie, vermutlich in Anbetracht der Flugzeit, etwas Umfangreiches ausgewählt.“

Er schweigt – und die Stewardess geht durch. Ich habe also einen Deutschen neben mir, da kann mir wohl nicht viel passieren. Neun Bücher der Geschichte, denke ich, und immer das selbe Thema. Warum bin ich nicht auf meiner Station geblieben? Evi ist nicht so attraktiv wie die Schweizerin, aber gut. Poldi hat den schöneren Busen, aber weniger Charme. Klara hatte von beidem nichts, gab aber viel Wärme.

New York – umsteigen. Ich trotte nur noch mit der Menge. Mein einziger klarer Eindruck ist, daß hier nur wenige Menschen wissen dürften, wie gute Luft riecht – schmeckt.

Weiter nach San Francisco – Modesto. Mein Nachbar bleibt mir erhalten, was mich irgendwie beruhigt, anscheinend hat er den Flug gut hinter sich gebracht.

Die Fülle der Eindrücke ist so groß für mich, daß ich mich entschließe, so zu tun, als sei ich hier mindestens einmal pro Monat unterwegs. Vielleicht wird man es mir sogar als eine seltene Form von Vornehmheit anrechnen, wenn ich mit meinem Englisch zurückhaltend bin. Im Grunde genommen ist mein Gefühl so, daß ich das nächstbeste Klo am Boden für eine Weile nicht mehr verlassen möchte. Mein Nachbar jedoch baut mich auf: „San Francisco?“

„Nicht direkt. Modesta. Von dort nach Palo Alto, dann nach Denver.“

„Job?“

„Yes – ja, ich geh' da in ein Wintersportzentrum zu den Schiliften.“

„Techniker?“

„Ungefähr!“

„Mit Ihrem Herodot kommen Sie wohl nicht zurecht?“

„Ich bin nicht aufgelegt dazu.“

„Sie sollten Heidegger lesen, mein Herr!“

Es gibt mir einen Riß. Er hat „Herr“ gesagt. Er scheint einiges von mir zu halten.

„Ich kenne nur den Feldweg von ihm, der gefällt mir gut. Das ist eine wunderbare Sprache.“

„Kunststück, das Einfache kommt immer an. Hat 60 Bücher geschrieben, der Mann. Bin bei ‚Sein und Zeit‘ nicht durchgekommen, da ging es mir wie Ihnen mit Herodot.“

„Mit dem muß man sich abfinden. Es gibt Gutes und Großes, und man versteht doch nur sehr wenig davon.“

Wenn ich nur schon wieder auf dem Boden wäre!

„Sie haben wohl Angst?“

„Es ist alles so neu und ungewohnt für mich. Ich hab' keine Flugerfahrung. Es ist das erste Mal, daß ich eine solche Strecke von zu Hause fort bin.“

„Kommt schon, das dauert. Man nimmt ohnehin alles viel zu wichtig. Wenn Sie einmal so weit sind, daß Sie das Leben vom Standpunkt des Todes aus betrachten, nämlich des eigenen, dann betreten Sie ein Podest, das Sie über alles Kleinliche erhaben macht. Glauben Sie mir, nur so geht das, daran kommen wir nicht vorbei, das ist unser aller Ziel.“

„Aber man kann doch nicht immer nur ans Sterben denken, das nimmt die ganze Lebensfreude. Ich denke, der Tod kommt früh genug, warum soll ich ihn zu einem Punkt meiner täglichen Betrachtung machen?“

„Sicher, Sie sind ja sehr jung, mein Herr, und ich bezweifle nicht, daß Sie es lernen werden, sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß es eben einmal aus sein wird – verstehen Sie? Da ist dann nichts mehr mit einem Erwachen aus dem bösen Traum, da gibt es keinen Gedanken mehr an morgen – aus, fertig. Die Welt gibt es dann nur noch für die anderen, die nach uns kommen. Wir sind dann Geschichte, wenn man so will. Der Gedanke bedrückt uns ja nur deshalb, weil wir nicht hinten hineinsehen können, das stört uns am meisten. Wir wollen ja immer über alles Bescheid wissen. Das will einfach nicht in unseren Schädel hinein, daß es mit unserer Wichtigkeit vorbei sein soll. Daran will niemand glauben, niemand! Wer glaubt denn wirklich aus Überzeugung an das höhere Wesen – an Gott? Wohl nur die Heuchler, die die Kirchenbänke polieren. Glauben Sie, wir durften fragen, was nachher kommt, als wir in Stalingrad lagen? Ob Sie religiös sind oder nicht, das spielt keine Rolle, aber das eine sage ich Ihnen, mein Herr; wenn man Ihnen eine Knarre in die Hand drückt, dann können Sie mit Ihrem Glauben hinter den nächsten Baum gehen und die Hose runterlassen, denn dann gibt es keinen Glauben mehr, kein Vorher und kein Nachher, keine Bitte, keinen Dank. Da gibt es nur noch Befehl und – abdrücken! Und wenn Sie dabei einen Augenblick zögern, dann hat es schon ein anderer für Sie erledigt. Und die absolute Verlässlichkeit dieses Wahnsinns, der durch die ganze Geschichte der Menschheit klaglos funktioniert, die nennt man dann Ehre, Vaterland – Religion, wenn Sie wollen. Der Tod hält nur einen Trost für uns bereit, wenn er es gut meint, kommt er von hinten. Sie wissen, was ich meine – peng, erledigt, schwarz – drüben!“

Ich lese, um der tröstlichen Philosophie meines deutschen Nachbarn zu entkommen, in meinem Buch weiter, kann mich aber letztlich doch

nicht dazu entschließen, weil mir diese Geschichten nach dem vorangegangenen Gespräch nur wie eine aufgefundene Notiz dessen vorkommen, was ich eben aus dem Munde eines erfahrenen Mannes gehört habe. Seine Ähnlichkeit mit Thöny ist mir über das Gespräch allerdings auch verlorengegangen.

Eine neue Stewardess geht durch, ich habe mich nun mit einem völlig anderen Charme zu befassen. Über den Bordlautsprecher wieder Hinweise auf die grauen Flächen, die unter uns vorbeischießen. „Pennsylvania, Ohio, Chicago, Iowa.“ Bei Colorado drücke ich die Nase ans Fenster – grün, grau, Gebirge oder See – ich weiß es nicht. Das Triebwerk ist jetzt weiter vorn, ich sehe keine Flämmchen mehr.

Bei Heron Brothers & Inc. in Palo Alto habe ich schon Mühe mit meinem Englisch. Die Gesprächspausen überbrücke ich mit einem unsicheren Lächeln. Meine zukünftigen Chefs sagen in rascher Folge „well“, und so bleibt mir wenigstens die Hoffnung, daß die Amerikaner auch Menschen sind.

Ich fühle es mit einiger Sicherheit, daß ich mich nur treiben lassen kann, wenn ich heil ans Ziel gelangen will. Bald bin ich soweit, daß ich meine Ausweise und Empfehlungen unaufgefordert jedem unter die Nase halte und mich dabei krampfhaft am Gedanken festhalte, daß diese Peinlichkeit einmal vorbei sein müsse.

*

Nach drei Tagen ab Heimat bin ich auf der Mayfield Ranch von Schroll in der Nähe von Denver. Hier ist nur eines der Schigebiete, die er erweitern will. Wenn nicht die Hinweistafeln in Englisch beschriftet wären, ich hätte geglaubt, im Außerfern oder im Brixental zu sein, so ähnelt die Landschaft meinen heimatlichen Gefilden.

Dann sehe ich die Lifte. Alles ist in einem bunten Durcheinander vereint. Von den vorsintflutlichsten Gehängen bis zu den neuesten Kuppelbahnen; ein undurchschaubares Ineinander und Miteinander aller Systeme. Was soll ich hier machen, wo ist zu beginnen?

Auf der einen Seite sind in Probe befindliche Lifte in Betrieb, die über ein vollautomatisches Überwachungssystem verfügen, andere wieder erinnern mich an die „Gründerzeit“ der Lifte in Tirol. Alle Anlagen zusammen ergeben das Bild einer kühnen Improvisation, die trotz aller Mängel funktioniert.

Nach drei Monaten schwerster Revisionsarbeiten und massiver Änderungen an den Steuerungen der kleineren und älteren Lifte weiß ich,

hier ist meines Bleibens nicht lange. Der ganze Arbeitsablauf ist undurchsichtig. Es sieht so aus, als regle sich alles von selbst. Es gibt keine Verbindlichkeit. Jeder sagt „okay“ und meint damit nichts anderes als: „Laß mich in Ruhe. Sieh selber zu, wie du weiterkommst!“

Ein Teil der sichtbaren Macht des Geldes ist allein schon durch die Aufmachung der „Bosse“ demonstriert. Mit ihren Sheriffhüten, den bunten lässigen Jacken und dem Halstuch mit Knoten stolzieren sie wie kleine Könige durchs Land. Hier sind alle von dem Glauben an den Fortschritt und an das Geld, vornehmlich des eigenen, beseelt. Doch es will niemand wahrhaben, daß ihre Lebensphilosophie durch den grausigen Kitsch, der hin und hin aus den Auslagen schreit, brutal entlarvt wird.

Die Speisen sind so künstlich wie die Lebensform. Einen kleinen, zufriedenen Mann wie bei uns kann es nicht geben. Jeder hat größer als der andere zu sein. Jeder redet sich ein – erträumtes – Jahresgehalt ein und hofft unentwegt, daß ihn eine goldene Idee nach oben bringen wird. Jeder einzelne hier fühlt sich als der Nabel der Welt. Eine ähnliche Einbildung wäre in Europa, wenn überhaupt, allerhöchstens in der Schweiz zu finden. Nein, wenn man das Maß an Selbstverständlichkeit nur eine kurze Zeit beobachtet, so ist auch dieser Vergleich nicht möglich.

*

Nach meinen ersten Erfahrungen im Schigebiet ist für mich der Vertrag bereits auf den Wert eines Jausenpapiers zusammengeschrumpft. Nur eines tröstet mich. Hier muß ein Abgang nicht umständlich vorbereitet werden. Hier ist alles kurzlebig. Es genügt vollkommen, nicht mehr da zu sein. Doch wer nach oben will, muß alle Spielregeln des Machtkampfes beherrschen und zum Einsatz bringen. Nur manchmal, wenn ich eine besonders hübsche Frau sehe, darf ich das Gefühl haben, daß es auch hier neben dem Geld noch andere Höhepunkte im Leben der Menschen gibt. Meine beruflichen Belastungen halten mich glücklicherweise davon ab, meiner Neugier auch in dieser Richtung zu folgen.

Es ist ein unschätzbares Glück für mich, daß ich vor meinem Abflug meinem Vater das Lösungswort meines Sparbuchs mitgeteilt habe. So kann ich mir nach einer erfolgten Überweisung das Ticket besorgen, das mich zu gegebener Zeit von meinem aussichtslosen Überlebenskampf erlösen wird.

Einzigster Trost sind mir die riesigen, auf Holzkohle gegrillten Steaks und das sehr würzige Bier. Die Unterkunft in einem Blockhaus ist recht ordentlich und vermittelt auch ein wenig Heimat. Es ist gut für mich,

daß es keine technischen Probleme gibt, über die ich stolpere, denn so kann ich meine ganze Kraft dafür aufwenden, unbeschadet durch die Zeit zu kommen.

Von Schroll habe ich nach der ersten Begrüßung in Palo Alto nichts mehr zu sehen bekommen. Ein fülliger Amerikaner mit Fünf-Millimeter-Haarschnitt bringt mir das Lohnkuvert ins Blockhaus. Als ich sage, er soll es auf den Tisch legen, ich sei eben dabei, mir etwas zu kochen, grinst er unverschämt mit seinen schäbigen Zähnen, knurrt „O yes“ und ist wieder draußen. Hätte ich das Kuvert in seiner Anwesenheit geöffnet, wäre ich unweigerlich rot geworden. Wofür bekomme ich denn dieses Geld? Die Monteure bei den Liften müssen mir jeden Handgriff fünfmal erklären. In jeder Situation, wo es auf Vermittlung eines Sachverhaltes hinausläuft, stolpere ich über die Unzulänglichkeit meiner Sprachkenntnisse. Daß mir für den Erwerb einer verständlichen Umgangssprache zuviel an Zeit verloren geht, um auch mit den technischen Entwicklungen Schritt halten zu können, weiß ich mit aller Klarheit. Es gibt nur noch einen Fixpunkt, der mich Tag und Nacht nicht mehr los läßt – der Rückflug in die Heimat. Immer wieder tönen in meine Niedergeschlagenheit Edmunds Worte: „Wenn du ein Hitzkopf sein willst, wirst du dir den Schädel einrennen ...“

Ich will ihn durchschleusen, meinen Dickschädel, durch das Labyrinth der gesellschaftlichen Kontakte, die hier nur die Dauer des unmittelbaren Gesprächs betreffen, denn alles, was auf einen folgenden Zeitpunkt ausgemacht wird, kann sofort vergessen werden. Am nächsten Tag weiß keiner etwas von dieser oder jener Hilfestellung, die er beim gemeinsamen Bier zugesichert hat. Die Überlegung, wohin diese ungebremste Hektik in der Eroberung der für den Schilau abgeholzten Hügel führen wird, erschüttert mich. Was wird hier sein, wenn die Menschenströme ausbleiben, die mit ihrer Begeisterung für den Schilau auch das viele Geld bringen? Wenn diese Entwicklungen in der Heimat inzwischen ähnlich geworden sind, soll ich da nicht lieber hierbleiben?

Noch ist kein Jahr vorbei, da halte ich es nicht mehr aus und besorge mir das Ticket. Ich schütze eine Darmkrankheit vor, die ich nur bei einem Spezialisten in meiner Heimat loswerden könne. Das tut seine Wirkung, denn Spezialisten sind in Amerika das ein und alles. Mein Chef hält es erfreulicherweise mit meiner Meinung – es werde alles auch weitergehen ohne mich. Wie wunderbar, wenn man nicht unentbehrlich ist.

Als ich in der Caravelle sitze, hole ich meinen Herodot nicht mehr aus der Tasche, auch die Stewardess regt mich nicht auf. Ich bestelle mir eine Flasche Wein, vom besten, den das Bordservice zu bieten hat: „Chateau

Ausone, Premier Grand Cru, Saint Emilion – Vins de Cotes“. Ich bestelle den feinen Franzosen im vollsten Vertrauen auf die Zuverlässigkeit der Flugtechnik, denn bei seinem Preis wäre es ein bedauerlicher Verlust, wenn ich ihn nicht in Andacht bis zur Neige trinken könnte.

Als ich in New York die Maschine wechsle, habe ich das Gefühl, daß diese Reise eine notwendige Voraussetzung war, um neu geboren zu werden für das Leben in einer anderen menschlichen Nähe. Jener Nähe, die uns nur eine gemeinsame Sprache aufschließt, jener Wärme, die uns in der Muttersprache geschenkt ist, und die wir erst in ihrer wunderbaren Kraft erfahren, wenn wir sie entbehren müssen. Und eine zweite wichtige Erfahrung bringt mir dieser Flug: Daß ich mich in der armseligsten Hütte stets besser fühlen werde als im komfortabelsten Flugzeug. Ein Glück für die Industrie, daß es genügend Passagiere gibt, die anderer Meinung sind.

Die Goldene Spinne

In Zürich-Kloten holt mich Thomas mit dem Auto ab. Er kommt jeden Winter für einige Zeit nach St. Anton, um sich als Schilehrer zusätzliches Geld für sein Architekturstudium zu verdienen. Seit wir einander kennen, haben wir ein gutes Verhältnis, und so ist es für ihn selbstverständlich, da er gerade in der Schweiz unterwegs ist, mich mit nach Hause zu nehmen.

Die erste Zeit der Fahrt geht für seine unzähligen Fragen auf: Wie es da drüben nun wirklich sei, welche Anlagen den Pionieren zur Verfügung stünden, welche Kapazitäten sie hätten, welchen Stellenwert der Schisport ganz allgemein bei den Amerikanern habe und so weiter und so fort. Ich gebe Antwort und halte während des Gesprächs meine Blicke unablässig in die Umgebung gerichtet. Ich will es einfach nicht glauben, daß alles so ist, wie ich es verlassen habe. Wenn ich an „drüben“ denke, wo beträchtliche Landschaftsteile in kürzester Zeit umgeackert werden, dann ist hier die Welt ja wirklich heil geblieben.

Als Thomas seine Aufmerksamkeit vermehrt auf den Verkehr richten muß, sage ich in die Pause hinein: „Hier hat sich überhaupt nichts verändert, rein gar nichts!“

„Abwarten!“ schnappt Thomas meine Bemerkung auf, „du wirst dich wundern, was sich bei uns tut. Nach dem, was du mir bis jetzt erzählt hast, sind wir denen da drüben vielleicht voraus.“

„Habt ihr eine Bahn auf den Kaltenberg gebaut – für ein Sommerschigebiet? Oder ist über die Valluga die Verbindung nach Zürs hergestellt worden?“

„Laß dich überraschen, wir sind ohnehin bald da.“

Ich bin mit Recht neugierig, denn – aus Amerika zurückgekehrt – müssen mich ähnliche Anstrengungen, wie sie drüben üblich sind, in der Heimat noch weit mehr interessieren. In Stuben wird mir schon heimelig zu Mute, als wir uns der Alpe Rauz nähern, geht das freudige Gefühl der Rückkehr durch meine Brust. Bald werde ich meine Bergstation sehen. Um 16 Uhr ist es so weit, und ich freue mich wie ein Kind, als wir in die Nähe der Paßhöhe kommen. In gut einer Stunde werde ich schon in St. Anton im telefonisch arrangierten Kreis meiner Kollegen sitzen und

einen Bauernschmaus vor mir haben, einen Teller voll Duft und Freude nach langer Entbehrung. Da gibt es mir einen Riß. „Halt, bleib stehen, was sind das für Flächen und Würfel im Gelände? Kommen da Hochspannungsmasten hin?“

Thomas fährt in eine Ausweiche. Zu meinem großen Erstaunen ist direkt vor unserem Parkplatz eine steile Böschung zum südlich der Straße gelegenen Rücken der Brunnenköpfe geschüttet. Wir steigen aus. Meine Verwunderung wird immer größer, und zwischen Thomas und mir kommt, ehe ich noch richtig da bin, ein Dialog über den Wintertourismus in Gang.

„Welche Bauarbeiten werden da gemacht? Das sieht ja noch schlimmer aus als bei der Mayfield Ranch. So ein gewaltiger Erdhaufen. Wozu soll der nutz sein? Und diese Betonklötze in den Hängen links und rechts, 100 Meter über uns, wofür sind denn diese Fundamente mit gut zehn mal zehn Meter Seitenlänge? Da sind ja teilweise Bügel und Rollen daran, es können also keine Mastfundamente für die Hochspannungsleitung sein. Außerdem stehen sie ja teils schräg und teils senkrecht!“

„Wenn du dich erholt hast, darf ich dann etwas sagen“, meldet sich Thomas. Ich entschuldige mich, und Thomas beginnt seine Erklärung des Geschehens: „Was du da siehst, das sind die Vorarbeiten für ein Wintersportprojekt, wie es in Europa, vielleicht sogar in der Welt einmalig sein wird. Die Betonklötze sind 120 Meter über der Paßhöhe in einer waagrechten Linie situiert. Sie nehmen die Tragseile für ein Restaurant auf, das entgegen üblicher Vorgangsweise nicht auf einem Aussichtspunkt errichtet, sondern in die Luft gehängt wird. Dadurch wird es zu einem einzigartigen Aussichtspunkt mit 360-Grad-Rundumsicht. Eine kreisförmige Konstruktion aus Aluminium und anderen hochwertigen Leichtbaustoffen mit einem Durchmesser von 28 Meter und einer durchgehenden, unterteilbaren Höhe von fünf Meter wird an acht Spezialseilen mit je 72 Millimeter Durchmesser am ermittelten Punkt der längsten Sonnenscheindauer über das Tal gehängt – 120 Meter über Grund!“

„Du spinnst ja, da habt ihr euch nur einen guten Witz ausgedacht.“

„Diese Anlage wird alles übertreffen, was es bisher im Wintersport gegeben hat“, schaut sich Thomas zufrieden um.

„Erzähl mir doch, wie es da zugehen soll, wenn alles fertig sein wird, wir haben ja noch genügend Zeit, bis wir uns in St. Anton mit den andern treffen.“

„Meinetwegen, wenn du willst. Ich muß nur aufpassen, daß ich nichts durcheinander bringe, denn da kommt einiges zusammen. ‚Die Goldene Spinne‘, das einzige Freiluftrestaurant dieser Art und zugleich funk-

tionelle Drehscheibe für die Schiläufer, wird deshalb diesen Namen tragen, weil es, an seinen Träger- und Stabilisatorseilen hängend, wie eine riesige Spinne aussieht. Die Stirnverglasungen werden mit verschiedenen Reflexionsschichten getönt sein, die selbst bei ungünstigen Lichtverhältnissen die Spinne in einem goldig schimmernden attraktiven Glanz erstrahlen lassen. Die Fenster der rundum angeordneten acht Aussichtslokale sind in geschlossenen Fronten diskret vorgewölbt und mit Kontrastfarben bedampft. Zwei Parabolantennen von gleicher Größe für die Telekommunikation und funkgesteuerte Nachrichtenübermittlung werden vollautomatisch dem optimalen Signaleinfall nachgefahren, und sie vollführen dadurch gleichzeitig die weithin sichtbaren Bewegungen der Spinnenaugen. Dann führen noch die Leitsystemtunnels zu den Talseiten hin, die einen quadratischen Innenquerschnitt von drei Meter haben. Die Außenhülle dieser Tunnels ist so kaschiert, daß vom Tal aus der optische Eindruck entsteht, es würden verschiedene Beutestücke im Spinnennetz liegen. Ich habe das Modell gesehen, im Hotel Post war es für eine kurze Zeit zur Präsentation vor einem Kreis potenter Finanziers ausgestellt – verrückt!“

„Ja – und welche Funktion hat diese eloxierte, technische Spinne neben der der Restaurants noch?“

„In der Hauptsache geschieht die Koordination der Gäste ähnlich wie bei einem Flughafenterminal. Die Schifahrer werden mit einem unterirdischen Zubringer, einer Art Schrägaufzug, vom Bahnhof Langen auf die Höhe des Leitsystems gebracht und bei normalem Fahrgastaufkommen in einer Kaverne in die verschiedenen Zufahrten zu den Pisten und Talstationen der Lifte eingeschleust. Wenn nun, angenommen, die Pisten a, b, c und so weiter voll frequentiert sind, wird der Gast, selbstverständlich ohne daß er etwas davon bemerkt, wie zufällig in die Aussichtskuppeln beziehungsweise Restaurants geführt. Da weiß er noch gar nicht, daß er schon 120 Meter über dem Boden an acht Seilen hängt, denn in den Leitsystemtunnels sind die Lichteinlässe wie Dachfenster mit einem vorspringenden Gesims angeordnet. Es ist also nicht feststellbar, ob außerhalb das Gelände unmittelbar anschließend oder eben weiter entfernt abfällt. Ja, und das hätte ich bald vergessen in diesem Zusammenhang: Wenn die Zahl der Schifahrer die Kapazität der zugeordneten Pisten übersteigt, werden die Überzähligen zu den Aufstiegshilfen nach Stuben, St. Christoph und St. Anton ausgeschleußt; ein Fall, der – wenn sich der Rechner nicht irrt – praktisch nie eintreten kann.“

„Das ist ja ein Mammutprojekt. Wird sich der Aufwand denn je bezahlt machen? Das muß ja Unsummen kosten!“

„Da wird nichts verlautet, das kann man sich nur denken. Da hängt die ganze Region drinnen, das Land, der Bund und, du wirst es nicht glauben, sogar die Eidgenossen. Man flüstert etwas von einer 20-Prozent-Beteiligung. Also – wenn diese Idee ein reiner Spleen wäre, käme bestimmt kein einziger Rappen dazu, denn die Schweizer spekulieren bekanntlich nicht, die gehen auf Sicherheit!“

„Aber was haben denn die im Sinn mit diesem Zirkus, die gehen ja pleite, bevor der erste Schiläufer über die Pisten stolpert. Oder würdest du dich in diese Diskusscheibe zwischen Himmel und Erde hineinsetzen, um – gemütlich – ein Bier zu trinken?“

„Du bist nicht der einzige, der so denkt, aber überleg doch, das ist ja bei allem Neuen so, daß zuerst der Teufel an die Wand gemalt wird. In dieser Planergruppe, muß ich dir sagen, sind ein paar profunde Burschen, keine Phantasten, sondern Leute mit Weitblick. Wenn du die Details siehst, merkst du auf den ersten Blick, daß da Genies am Werk sind. Schon das Prinzip ihrer Idee, ein und denselben Schifahrer nur einmal hierhaben zu wollen, ist revolutionär. Von der imposanten Anlage erwarten sie sich eine so spektakuläre Werbewirkung, daß sie ihr ganzes Konzept darauf aufbauen, in diesem Fall besser gesagt – hängen. Unter anderem ist vorgesehen, daß nur derjenige eine Eintrittskarte bekommt, der per Eisenbahn oder Bus nach Tirol oder Vorarlberg einreist. Die Grenzstellen Kufstein, Brenner, Lofer, Jaufen, Scharnitz, Schaan, Au/Sankt Gallen, St. Margrethen, Unterhochsteg, Weiler und Achenkirch sind an den internen Rechner direkt angeschlossen. Mit der Kartenausgabe an der Grenzstelle wird der zu erwartende Gast in der Goldenen Spinne bereits über den Rechner einem optimierten Durchfluß von Pistenbenützern zugeteilt. Sollte es einmal, etwa durch einen Systemfehler, passieren, daß die zugeteilte Piste bereits voll ist, wird der Gast in eine blinde Runde geführt, das heißt, er wird auf dem Schemel der Gliederbahn – ähnlich einer Grottenbahn – an die schönsten Aussichtspunkte geführt. Selbstverständlich braucht er dabei seine Schier nie abzuschnallen. Da sind sie ganz schön drauf, auf neuen Technologien. Wenn Schlechtwetter ist, steht der Betrieb still. Geöffnet wird nur, wenn eine garantierte Sonnenscheindauer von 80 Prozent der Tagesbetriebsstunden prognostiziert wird. Darunter gibt es gar keine Karten an den Grenzstellen. Außerdem wird jeder bereits gebuchte Auftrag bei einem Verkehrs- oder Reisebüro bei zu erwartendem Schlechtwetter 48 Stunden vorher storniert.“

„Gewaltig, ein Stück Utopie im alten Tirol?“

„Das kann man sagen. Die Maximalbelastung der Goldenen Spinne wird aus der Summe der zu befördernden Gäste und den zusätzlichen